

Weg sein...

Als der Mann aus dem Schatten der Fichten trat, lag es vor ihm. Das Dorf seiner unschuldigen Kindheit, das Dorf seiner unbeschwerten Jugend. Der Mann war müde, setzte sich mit seinem steifen Fuß umständlich auf einen der umgestürzten Baumstämme. Es hatte sich nicht viel verändert seit seiner Abwesenheit. Nicht die vor ihm steil abfallende Wiese, auf der er als Kind jeden Winter johlend auf dem Hosenboden hinabgerutscht war. Nicht die dichten Wälder, die das Dorf da unten wie Schutzwälle umschlossen, in deren verborgenen Schatten er seine ersten Erfahrungen mit den Mädchen des Dorfes gemacht hatte. Nicht die im Sommer immer staubige, im Winter immer von hohen Schneewällen gesäumte Landstraße, die das Dorf wie der Schnitt eines Messers in zwei beinahe gleich große Hälften teilte. Gemeinsam hatten diese nur die kleine, weiße Kirche mit ihrem runden Vorplatz und den einsamen Friedhof dahinter. Eine geschlossene Wagenburg, in die sich nur selten Fremde verirrt und über deren Grenzen die meisten Bewohner kaum hinausgekommen waren.

Es war spätes Frühjahr und die Wiese vor ihm schien ihm ihre überbordende Lebensfülle förmlich aufdrängen zu wollen. Seine Augen, müde des jahrelang ertragenen Graus der Schützengräben Flanderns, saugten gierig diese Explosion der Farben in sich auf. Weiß blühende Margeriten und Labkraut mischten sich unter gelben Hornklee und Hahnenfuß. Daneben der gewöhnliche Löwenzahn und dazwischen blau, rot und violett blühend: Glockenblumen, Rotklee und Schnabelkraut. Sein geschultes Auge kannte sie alle, hatte er doch mit seiner Mutter diese Wiesenschätze einst geborgen und zu feinen Sträußen für die Stube gebunden. Gierig sog seine vom Kanonendonner malträtierten Ohren das mittägliche Konzert der Wiese in sich ein, dieses liebliche Summen, Zirpen und Zwitschern. Atmete tief den Duft der Heimat in seine vom Giftgas verletzten Lungen. Er weinte. Schmerzlich erinnerte es ihn daran, was er in all den Jahren sinnlosen Tötens vermisst hatte. Vier ganze, unendlich lange Jahre – sie hatten ihm seine Jugend und seine Gesundheit genommen. Ein paar Meter entfernt ergoss sich ein kleiner Bach aus dem Wald über den abfallenden Boden. Er stand auf, wusch sich sorgfältig und ausgiebig, so als wollte er sich für immer das Blut von den Händen waschen. Er wollte gereinigt vor sie treten, ohne dass man ihm ansah, welche Schuld er auf sich geladen hatte.

Als der hagere, vom Krieg gezeichnete Mann mit seinem zerschlagenen Gesicht und seinem steifen Bein die Gaststätte betrat, wurde er kaum beachtet. Ein junges Ding wischte missmutig die Theke ab. Ganz hinten im Raum saßen drei Männer um einen runden Tisch, lautstark fluchend beim Kartenspiel. Er erkannte den Laner-Bauern mit seinen beiden Söhnen, die aber zu vertieft in ihr Spiel waren und nur flüchtige Blicke zu ihm herüberwarfen. Er war nur eine weitere Gestalt, die aus ihren Kleidern zu fallen schien. Nur ein weiterer Krüppel in diesen chaotischen Nachkriegstagen. Kein Leuchten des Erkennens in ihren Augen. Gut so. Der Mann lächelte schief. Trotz seines Unglücks hatte die Deformation seines Körpers doch etwas Gutes. Er bestellte ein Bier und während er wartete, wagte er einen scheuen Blick durchs Fenster hinaus auf die andere Straßenseite. Drüben stand das Haus, etwas heruntergekommen seit seiner Abwesenheit. Irgendetwas hatte ihn davor abgehalten, an diese Tür zu klopfen, Einlass zu begehren. Vielleicht die Angst, ihr in diesem Zustand unter die Augen treten zu müssen?

Das Bier kam und auf die scheinbar belanglose Frage nach dem Bauernhof gegenüber kam die lapidare Antwort: „Der Hof steht leer. Wenn Sie ein bisschen Geld haben, können Sie den jetzt billig kaufen. Die Bäuerin hat ihren Mann im Krieg verloren. Hat jetzt einen von der Stadt

geheiratet und ist weggezogen.“ Und mit gesenkter Stimme schob sie nach: „Also ich hab die total verstanden. Dieses Saukaff hier hält auf die Dauer niemand aus. Bin auch bald weg.“

Ohne eine Miene zu verziehen, zahlte der Mann, ließ sein Getränk unangetastet stehen und verließ die Gaststätte. Auf die Frage des Laner-Bauern - der glaubte, ihn doch von irgendwoher zu kennen - wohin der Fremde denn gegangen sei, konnte sie nur ihre schmalen Schultern hochziehen. Aber wohin auch wendet sich einer, wenn er weg muss von sich selbst?